

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 134.

Freitag, 9. Juni.

1916.

(28. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

Voris Stroganow war, als er damals Vera verlassen, halb von Sinnen gewesen.

Etwas Neues, nie Gefanntes war in sein Leben getreten: Man hatte ihn einer unreinen Tat, eines Verbrechens verdächtigt, und die, die das getan, war die Frau, die er liebte.

Erst jetzt war ihm das zur vollen Erkenntnis gekommen, daß er sie aufrichtig geliebt hatte, um so mehr litt er unter dem Schmerz, den sie ihm zugefügt.

Eine Klust dehnte sich zwischen ihr und ihm, unüberbrückbar, er schauderte bei dem Gedanken, daß sie auf Verzeihung von ihm hoffen, versuchen könnte, sich ihm zu nähern. Und doch fühlte er keinen Haß gegen sie, nur ein starkes Mitleid war in ihm erwacht, er glaubte sie bedauern zu müssen, daß sie ihn so wenig gekannt, um ihn so gering einzuschätzen.

Erst als er zu Hause nochmals über alles nachzudenken sich bemühte, wurde er ruhiger: Über dem Verdacht an sich stand er erhaben, der konnte nicht an ihn heranreichen. Selbst wenn die Anzeige schon erstattet, es schien ihm das ganz unwesentlich, weil er sich in eine solche Situation überhaupt nicht hineindenken konnte: Er, Voris Stroganow, einer Unehrenhaftigkeit angeklagt!? Das war einfach undenkbar, es trat auch nicht der leiseste Gedanke an ihn heran, Schritte zu tun, das von sich zu weisen, sein Stolz schon würde ihn davon abgehalten haben, immer nur quälte ihn die Erinnerung an die Stunde, in der Vera ihm das Geständnis gemacht, quälte ihn unablässig und hatte aus dem sonst so lebensfrohen, leichtblütigen Menschen einen Grübler gemacht. Er sah sich vor ein Problem gestellt, dessen Lösung über seine Kraft ging, der Gedanke daran würde andauern, ihn nicht mehr verlassen, er fühlte das, fand nicht die Kraft, sich davon zu befreien.

Das war vorgestern, gestern so geliebt und marterte ihn noch heute. Er hatte sich beim Regiment krank melden lassen und sich in seiner Wohnung eingekapselt, es war ihm nicht möglich, unter Menschen zu gehen, sich unter den Kameraden zu zeigen.

Seinem Diener hatte er Befehl gegeben, niemand vorzulassen und dabei doch jedesmal aufgehört, wenn die Klurglocke ertönte und er sprechen hörte. Er wollte sich nicht eingestehen, daß er trotz allem und allem, trotz dem ersten Abscheu, den er empfunden, die Hoffnung hegte, daß Vera kommen würde.

Ob er ihr verzeihen könnte — schon schlich sich ein milderndes Denken ein, das Alleinsein, eine unterdrückte Sehnsucht nach ihr peinigte ihn. Je mehr er die Einsamkeit empfand, mußte er zugestehen, daß das Verhältnis zu Vera die ernsthafteste Episode seines Lebens gewesen. Vielleicht, wenn er sie früher kennen gelernt, als Mädchen, oder ehe der Verstorbene die Hand nach ihr ausgestreckt, wäre diese Episode bestimmend für sein Leben geworden, vielleicht auch später noch, wenn die unglückliche Sache mit der Erbschaft nicht vorgekommen. Immer wieder, wenn er sich recht herzlich nach ihrer Gegenwart sehnte, trat ihm das

letztere vor Augen, forderte ihn auf, sie, die sich seiner so wenig würdig gezeigt, zu vergessen, nicht mehr an sie zu denken.

In dieser Stimmung erreichte ihn ein Brief des Rechtsanwalts Drlowsky. Dieser schrieb, daß er bei ihm gewesen, von seinem Diener jedoch gehört habe, daß er krank sei und niemand empfangen könne. Da die Sache, die er vorzutragen hätte, jedoch dringend sei, erlaube er sich, das schriftlich zu tun. Dann folgte eine lange Auseinandersetzung der Erbschaftsgeschichte.

Voris glaube erst nicht richtig gelesen zu haben: Mit dem Testament war also doch etwas geschehen, wenigstens teilweise zu Unrecht, der Haupterbe, Vera benachteiligt, betrogen, um eine halbe Million.

Daß er selbst ebenfalls bestohlen war, beachtete er kaum — in diesem Punkte waren ihm auch die Erklärungen und Schlußfolgerungen des Advokaten nicht recht faßbar, er verstand nur so viel, daß Vera mit ihrer Vermutung im Rechte, daß ihre Klage sich gar nicht gegen ihn richte, daß er im Gegenteil aufgefordert wurde, mit als Kläger aufzutreten, gemeinsam mit ihr.

Also war doch alles, was sie gesagt, was sie ihm gestehen zu müssen geglaubt, ganz anders, als sie und er das aufgefaßt — sie hatte ihn wohl gar nicht im Verdacht gehabt, sich nicht auszudrücken verstanden, wohl nur seine Verzeihung erbitten wollen, daß sie ohne ihn, hinter seinem Rücken, gehandelt.

Wieder versuchte er sich die letzte Stunde mit ihr ins Gedächtnis zurückzurufen, sich an ihre Worte zu erinnern, dabei beschönigend, vor sich ablenkend, was sie gesagt. Es half nichts, es blieb doch so, ihr erster Verdacht war gegen ihn gerichtet, sie hatte ihn der Tat für fähig gehalten. Wie sich das hinterher jetzt anders stellte, hatte wohl der Advokat herausgeklügelt und in die richtigen Wege geleitet. Es änderte nichts an der Tatsache, daß sie fähig gewesen, ihm eine solch schmachvolle Handlung zuzutragen, jetzt mochte sie wohl bereuen. Er warf den Brief voll Ekel fort: Erbärmlich, nichts will ich damit zu schaffen haben, mögen der oder die Galunken, die gestohlen haben, ihren Raub behalten, ich will nichts davon wissen.

Dann wieder der Gedanke: Aber auch sie ist bestohlen, muß ich ihr nicht zur Seite stehen und sie schützen, daß sie das, was man ihr genommen, erhält, war nicht sein eigener Anteil an dem Nachlaß zweifelhaft, nicht mehr ganz rein?

Er griff von neuem nach dem Brief: „Eine halbe Million hat sie verloren — der Advokat schreibt, daß er sich von einem gemeinsamen Vorgehen, meinerseits und der Frau Vera Alexandrowna Wepeschowa, größeren Erfolg verspräche — — —“

Er bemühte sich ruhiger zu lesen, all das Fremde, Ungewohnte mußte er sich wiederholen, endlich wurde ihm die Sache verständlicher: Schufte — eine ganze Million hatten sie sich erschwindelt, auch ihn bestohlen, aber er hatte den ganzen Rest erhalten, nur sie, die Ärmste, war leer ausgegangen, um all ihr Hoffen be-

trogen! Er mußte ihr helfen, unbedingt, schon deshalb, um auch das, was man ihm geraubt, zurückzuerhalten, gewiß — das schien ihm selbst auf einmal als das wichtigste, eine halbe Million läßt man doch den Schurken nicht, immer hartnäckiger redete er sich das ein und traf sich doch einen Augenblick auf dem Gedanken, ob er nicht hingehen solle zu ihr: Laß uns Frieden machen, um das, was man dir geraubt, kümmer dich nicht, wenn nichts mehr zu retten ist, ich, ich gebe dir, worauf du gehofft, wonach du dich gesehnt.

Eine fast weiche Stimmung überkam ihn, um im nächsten Augenblick zu verschwinden und wieder nur Born zurückzulassen, gegen sie, die seine Ehre angezweifelt, gegen sich, der sich schwach zeigen konnte, ihr das verzeihen zu wollen. Gut, er wollte tun, was der Advokat verlangte, mußte das tun, um sein eigenes Geld zu retten. Immer wieder stellte er das als Hauptgrund auf — aber weiter auch keinen Schritt und nicht mehr an sie denken.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, unterschrieb die dem Brief des Advokaten beigelegte Vollmacht, schloß diese, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen, in ein Kuvert, adressierte und rief seinen Diener:

„Besorge dies an seine Adresse, wenn du zurückkommst, schließ hier ab und folge mir nach, ich gehe nach Krasnejo Sselo.“

Als ob er eine befreiende Tat vollbracht, kam er sich vor, dabei trat das Verlangen, aus der Vereinsamung herauszukommen, jäh hervor, alles um ihn her, die Wände, die Möbel bedrückten ihn, hastig kleidete er sich um und verließ das Haus.

* * *

Die Prozeßangelegenheit in Sachen des Nachlasses des Generals Pastuchow war von Rechtsanwält Orlowsky nun schon seit mehreren Wochen eingeleitet, ohne jedoch vorwärtzuzukommen. Orlowsky hatte nach reiflicher Überlegung es schließlich doch für richtiger gehalten, die Sache einstweilen als Zivilprozeß zu verhandeln, um erst einmal einen Anfang zu machen, und sich darauf beschränkt, im Namen Veras eine Beschwerde, daß bei Auslegung des Testaments ein Irrtum vorgekommen sein müsse, eingereicht, alle sonstigen Punkte jedoch nicht berührt und auch die Ansprüche Boris Stroganows vorläufig nicht geltend gemacht. Er hatte dabei ein bestimmtes Ziel im Auge: er wollte vor allen Dingen den Notar Iwanow zu Erklärungen vor Gericht zwingen, mußte nun jedoch die Erfahrung machen, daß er es mit einem vorsichtigen Gegner zu tun hatte, denn der Notar hatte Petersburg verlassen, war aus Gesundheitsrücksichten mit unbekanntem Aufenthalt ins Ausland gereist. Als der Advokat dann das Gericht aufforderte, Galachow zu verhören, stellte es sich heraus, daß dieser an der Cholera verstorben und die Familie in ihr Heimatdorf verzogen sei. Wohl ließ Orlowsky, dem der plötzliche Tod Galachows zweifelhaft erschien, in dem Dorfe nachforschen, jedoch nur mit dem Erfolg, daß der Dorfälteste den in Petersburg ausgestellten Totenschein einschickte, den er von der Frau des Verstorbenen eingefordert haben wollte. Gleichzeitig fügte der Dorfälteste in einem Schreiben bei, daß die Witwe mit ihren Kindern, nachdem sie ihm den Totenschein übergeben, Dorf und Kreis wieder verlassen habe und er nicht wüßte, wohin sie sich gewandt. Da war nun vorläufig nichts zu tun, denn nach dem alten russischen Volkswort: „In Rußland ist der Himmel hoch und der Zar weit entfernt“, war wohl kaum daran zu denken, die Sache nach dieser Richtung hin zu verfolgen, trotzdem Orlowsky überzeugt war, daß der plötzliche Tod Galachows ein von Iwanow inszenierter Schwindel sei. Dazu die Abwesenheit des Hauptzeugen, des Notars Iwanow — denn nur als Zeugen hatte das Gericht diesen zum Erscheinen aufgefordert — erschwerte die Sache noch mehr, so daß der Prozeß auf einem toten Punkt angelangt zu sein schien und vorläufig ad acta gelegt werden mußte, bis der Notar von seiner Reise zurückgekehrt sein würde.

Daß dies wohl niemals geschehen würde, konnte Orlowsky kaum noch bezweifeln, wenn auch das Notariat einstweilen noch auf Iwanows Namen geführt wurde, ja er war überzeugt, daß dieser sich aus dem Staube gemacht und das Notariat im Stiche gelassen hatte.

Mit der verbliebenen einzigen Zeugin, der Wirtschaftlerin des Generals, war wenig anzufangen. Gleich bei ihrem ersten Verhör hatte sie ganz den Kopf verloren, in ihrer Furcht vor den Gerichtsherren sich kaum noch an das, was sie Vera geschrieben und später dem Advokaten erzählt, erinnern können und ganz konfus Zeug geschworen, so daß Vera nur ihre wiederholten Anfragen bei Orlowsky immer nur Bertröstungen erhielt.

Auch heute hatte sie sich wieder bei dem Rechtsanwält eingestellt, um zu erfahren, ob die Sache vorwärtzgehe, ein Nachzusehen, wie so oft schon, als Antwort erhalten. Orlowsky war selbst erbittert, daß ihm der Fall unter den Händen zu schwinden begann, denn auch eine halb privat gehaltene Unterredung mit dem Prokureur und dem ersten Untersuchungsrichter hatte kein Resultat ergeben, um eine Kriminalsache daraus zu machen.

„Ich bitte Sie, Andrei Dawidowitsch, woraufhin sollen wir vorgehen. Der Priester ist gestorben, Iwanow, den Sie verdächtigen, befindet sich im Auslande, die Wirtschaftlerin erzählt unsinniges, nicht glaubhaftes Zeug, ich kann doch nicht gegen einen bisher unbescholtenen Menschen, einen kaiserlichen Notar, einen Hofbefehl erlassen, wenn ich nicht das geringste Material in Händen habe. Mein Kollege“ — er meinte den Untersuchungsrichter — „mit dem Sie ja auch gesprochen, ist ganz derselben Ansicht: wenn Sie nichts Schwerwiegenderes herbeischaffen als die Phantasie Ihrer Klientin, ist nichts zu machen. Wir sind außerdem so mit Arbeit überhäuft, wir können uns doch nicht noch mit solchen utopischen Dingen befassen.“

Der Prokureur war Orlowsky nicht wohl gesinnt, zu oft schon hatte dieser durch geistreiches Plädoyer seine Anklage vernichtet, es freute ihn, daß er jenem beweisen konnte, wie auch er ihm einmal weichen mußte.

In diesem Sinne hatte der Bescheid geklungen, den Vera heute erhalten, wobei Orlowsky noch hinzugefügt hatte, daß er leider wenig Aussicht sehe, den Prozeß fortzusetzen.

Nun stand sie auf der Straße und wußte nicht, wohin sie sollte. Nach Hause — da war es öde, die Hoffnung, die sie noch in den ersten Tagen gehabt, daß Boris zu ihr zurückkehren würde, geschwunden, sie fühlte sich tollständig verlassen.

Zur Mutter könnte sie gehen — wenigstens eine Stunde bei ihr sitzen, so verging doch wieder Zeit, sie war auf eine Weile von dem Alleinsein und ihren Gedanken befreit.

Hatte sie so gar nicht verstanden, sich ihr Leben einzurichten, trug sie die Schuld, daß alles so gekommen war?

Wie oft in den letzten Tagen hatte sie darüber nachgedacht, ohne sich Klarheit verschaffen zu können.

Langsam war sie vorwärtzgegangen und stand jetzt vor dem Hause, in dem die Mutter wohnte.

Einige Augenblicke zögerte sie einzutreten, das Haus schien sie mit so toten Augen anzublicken, kein Fenster in einem Stockwerke war erhellert und auch der Eingang lag dunkel und öde vor ihr, trotzdem der Abend längst hereingebrochen war. (Fortsetzung folgt.)



Aus der Kriegszeit.

Die ungarländischen Deutschen im Kriege. Das Geistesleben der ungarländischen Deutschen, dieser 2 1/2 Millionen Stammesbrüder, von denen bei ihrer isolierten Stellung so wenig zu uns dringt, erfährt eine interessante Beleuchtung durch einen Aufsatz der „Deutschen Rundschau“, in dem Gottfried Fittbogen auf Grund der dort erschienenen Kriegsliteratur über die Gefühle und Hoffnungen dieser Deutsch-

Ungarn berichtet. Am deutlichsten tritt die seelische Haltung der Siebenbürger Sachsen hervor, die ihr Vaterland Ungarn ebenso heiß lieben wie die große deutsche Gesamtnation, als deren Teil sie sich fühlen. Eng an der rumänischen Grenze wohnend, kämpfen und wirken sie für ihre Zugehörigkeit zu Ungarn, und so ist es dem ganzen Stamm aus der Seele gesprochen, was einer der angesehensten ihrer Geistlichen, Adolf Schullerus in Hermannstadt, in einer seiner Kriegspredigten sagt: „Unser sächsisches Volk ist so sehr mit dem Boden unseres Vaterlandes Ungarn verwachsen, daß ein Untergang Ungarns zugleich den Bestand unseres Volkes als Volk in seinem innersten Kern bedrohen würde.“ Die Kriegspredigten von Schullerus spiegeln wider, was die Siebenbürger Sachsen in den ersten Monaten des Krieges erlebt haben; es sind ganz ähnliche Empfindungen, die auch die Deutschen damals im Innersten erregten. Neben den Sachsen Siebenbürgens treten die Schwaben Südungarns hervor, die in ihrer in Temeswar erscheinenden Monatschrift „Von der Heide“ deutschem Wesen und deutscher Art auch während der schwierigen Kriegszeit eine Stätte bereiten. Unter den Banater Schwaben ist ein begabter Kriegsdichter, Nikolaus Schmidt, entstanden, der den Gefühlen seiner Stammesgenossen während des Krieges poetischen Ausdruck verliehen hat. Ihm ist es gegangen, wie so vielen Reichsdeutschen: in der gewaltigen Zeit des Kriegsausbruches hat er sein Vaterland erst recht entdeckt, und begeistert besingt er das große Wunder, das die Not hervorbrachte: die Einheit und Einigkeit der habsburgischen Völker. „Und da geschah das Wunder aller Wunder: / Die Völker, die sich gestern noch befehdet, / Magyaren, Deutsche, Slaven und Rumänen, / Sie alle griffen tief empört zum Schwert, / Um dich, geliebtes Vaterland, zu rächen!“ Auch die Dialektdichtung hat sich in der Kriegszeit unter den Deutsch-Ungarn geregigt; hübsche ansprechende Verse hat der Westungar Joseph Reichl in der Raabtaler Mundart veröffentlicht.

Die Munitionsarbeit als Frauensport in England. „Sie sind nur zufrieden, wenn sie etwas herstellen können, was explodiert“, das ist in aller Kürze das Urteil der „Daily Mail“ über die weiblichen Arbeiter in England. Schon seit längerer Zeit machte sich in allen Betrieben, in denen im Frieden Frauen tätig waren, ein zunehmender Mangel an Arbeitskräften geltend, und heute liegen die Verhältnisse derart, daß man in der Landwirtschaft, in der Textilindustrie, überhaupt auf allen Gebieten, wo seit jeher die Frau einen wesentlichen Teil der Produktionstätigkeit übernommen hatte, an einer nicht mehr zu übersehenden Not an Arbeitskräften leidet. Wie die „Daily Mail“ nach sorgfältigen Untersuchungen herausgefunden haben will, ist hieran die Konkurrenz der Munitionsfabrikation schuld, die die Frauen von den bestbezahlten Stellen, in denen sie dringend gebraucht werden, fortlockt. Die Frauen sind von dem Ehrgeiz erfaßt, die Arbeit der Männer zu verrichten, und sie haben begonnen, alles zu verrichten, was im besten Sinne echt weibliche Tätigkeit genannt wird. Hieraus ist auch die Dienstbotennot zurückzuführen, die das englische Familienleben in einschneidender Weise betroffen hat, als bisher bekannt wurde. Unter 40 Schülerinnen einer Haushaltungsschule geben im Durchschnitt 38 ihre Studien auf, und sie ziehen eine anstrengende Stellung in einer Munitionsfabrik den bestbezahlten weiblichen Posten vor. Im übrigen wird darüber geklagt, daß die Zahl der arbeitenden Frauen an sich durchaus nicht zugenommen habe. Es sei ein großer Verstum, anzunehmen, daß die Frauen, die vor dem Kriege nicht beruflich tätig waren, sich jetzt aus patriotischen Gründen mit nutzbringender Arbeit abgaben. Da aber die schon früher arbeitenden Frauen nur noch für Munitionserzeugung Interesse haben, werden die weiblichen Berufe zum großen Schaden der Nation und indirekt auch zum Schaden der Kriegführung auf die empfindlichste Weise vernachlässigt. In den großen Webereien und anderen Betrieben, in denen man ohne weibliche Kräfte nicht auskommen kann, muß die Arbeit zur Hälfte ruhen, und die nichteingezogenen Männer sehen sich häufig stellenlos, da die Frauen sie überall vertreten, selbst dort, wo es durchaus nicht nötig ist. Um diesen auf die Dauer unhaltbaren Zuständen ein Ende zu bereiten, sucht die „Daily Mail“ in einem langen Leitartikel an führender Stelle den Frauen ins Gewissen zu reden, um sie davon zu überzeugen, daß auch zur Kriegszeit z. B. das Weiken einer Kuh ebenso wichtig sei wie die Verpackung von Explosivstoffen. Aber die Munitionserzeugung ist nun einmal Mode geworden, und so lange der Krieg dauert, werden die Frauen sich nicht zur Rückkehr in ihre früheren, jetzt verachteten Berufe nötigen lassen, falls die Regierung nicht auf gesetzlichem Wege einschreitet, um der Gefährlichkeit dieser äußerst schädlichen einseitigen Arbeitsweise Einhalt zu tun.

Die Leiden der Pariser Schneiderinnen. Der Mangel an Material und noch mehr der Mangel an Männern hat das Pariser Schneidergewerbe in eine Lage gebracht, die nach dem Bericht eines

Mitarbeiters der „Times“ nachgerade katastrophal zu nennen ist: „Die kleinen französischen Schneiderinnen sind wahrlich zu bedauern, da sie mit Hemmnissen kämpfen müssen, an die man früher selbst in den schlimmsten Zeiten nicht dachte. Da die allgemein verlangten Stoffe nur noch in den ganz großen und vornehmen Geschäften zu Phantastepreisen zu erlangen sind, werden die vielen kleinen Schneiderateliers, die im Frieden Tausenden von Frauen und Mädchen wenigstens ein bescheidenes Fortkommen sicherten, so hart bedrängt, daß sie — falls nicht wider alles Erwarten eine Besserung eintritt — nach und nach von der Bildfläche werden verschwinden müssen. Während die großen Ateliers sich nur mit reicher Kundschaft abgeben und in der Lage sind, die ohnedies geringen vorhandenen Mengen an geeignetem Material zu beschlagnahmen, sowie die besten Arbeiterinnen bei sich zu beschäftigen, gehen die kleinen Schneiderinnen leer aus. Dabei sind die Betriebskosten erheblich gestiegen, die Miete muß pünktlicher als je entrichtet werden, und selbst das dringlichste Material ist nur noch gegen sofortige Barzahlung erhältlich. Andererseits befindet sich die Mehrzahl der bürgerlichen Familien, aus denen sich die Kunden der kleinen Schneiderinnen rekrutieren, infolge des Krieges in sehr mißlichen Verhältnissen, so daß bei ihnen an alles eher als sofortige Bezahlung zu denken ist. Die Folge hiervon ist, daß Hunderte von kleinen Schneiderateliers bereits geschlossen werden mußten und daß die hierdurch stellungslos gewordenen Arbeiterinnen die Löhne in einem Grade herabdrücken, der die ohnedies schon höchst traurigen Verhältnisse in Frankreich allmählich völlig zerrüttet und auch der Regierung bereits ernstliche Sorgen zu machen beginnt. Nach Ansicht Sachverständiger werden diese Verhältnisse sich notgedrungen noch weiter verschlimmern, und es ist garnicht abzusehen, zu welchem Ende dies führen soll.“

Der schwarze Pelerinenträger als Sommerhülle für alt und jung ist das Neueste, das uns die Mode beschert. Neben dem Seidendoppelträger mit zwei bis drei Volants scheint, nach oben in einer Rüsche aus Tüllfalten abschließend, scheint der Passenträger mit angelegtem Volant immer mehr Liebhaber zu gewinnen. Diese Passe ist entweder sattelartig gehalten oder ist rund herum zackig ausge schnitten oder rund ausgebohrt. Der unterste Volant dann entweder glöckig geschnitten oder leicht eingereißt. Andere Formen für jugendliche Trägerinnen zeigen auch eine hinten und vorn ipis verlaufende Passe mit leichtem Ornament in Kunstseide und Perlen, auf Rips, Taft, Moiré, Samt und schwarzem unterlegten Tüll. An diesen ist der Volant entweder aus leichter ausgefahlgener Seide oder Tüll mit feinen Spitzeneinfäden gefertigt. Neben der Radentrüsche aus Tüllspitzen, Seide oder doppelt gelegtem Tüll mit vereinzelt Perlen am Rand sind auch Stehmuldekräger, kleine Matrosenkräger und schmale, schlicht den Hals umschließende Samt- oder Seidenbänder, hochmodern, im Raden zu voller Schleiße geordnet, vorn in kleiner, schlicht geknoteter Schleiße mit zierlicher Perleagraffe endend und zugleich den Schluß vermittelnd.

Die wieder viel getragenen Halbschuhe begünstigen auch die Mode der gemusterten Strümpfe neuerdings in besonderem Maße. Bei der Wahl derselben muß stets eine Farbe des Gewandes, zu dem sie getragen werden sollen, mit ihnen völlig übereinstimmen. Ganz besonders gern wählt man den Gürtel oder die Seidenschärpe des Kleides, Schirm und Strümpfe von gleicher Farbe, doch genügt es auch, wenn eine hervorstechende Farbe der Stoffmusterung, etwa die Blumenstreumuster, die eingewebten Streifen oder Punkte derselben mit ihnen übereinstimmen. Zu all diesen vielfarbigen Strümpfen, gleichviel ob sie goldgelb, buxerrot, violett, groublau, Kornblumenblau, saftgrün, ziegelrot, kastanienbraun, graugrün oder rosa aussehen, kann sowohl der schwarze Lacklederschuh wie auch der wieder hochmoderne graue oder braune Halbschuh getragen werden. Ganz hellgelbe oder weiße Schuhe trägt die Dame von Geschmack auch nur zu passender Kleidung von gleichem Farbenton. Auch lehmfarbige Schuhe machen in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Wird der ganz ausge schnittene Halbschuh getragen, so wählt man gern dazu den durchbrochenen Strumpf mit auf dem Spann eingeflecht Tüllvolant, das mit zackigen Stückeriböckchen in abwechselnder Farbe, vorwiegend schwarz, eingeflecht ist. Kleine Blüten, Sternchen, Kränzchen, Ringe, Punkte und schräg auf den Kopf gestellte Quadrate bilden die Musterung dieser Einfäße. Andere moderne Strümpfe sind seitlich mit feinen eingestrichen Streifen von Kunstseide verziert, die oben handbreit über dem Knöchel in zierlichen Fliegen endigen. Auch buntblumige Kränzchen auf dem Spann sind Neuheiten, die viel Anklang finden und den Strümpfen mit eingeflechtem reinseidenen Spantteil große Konkurrenz machen.

Neues vom Büchermarkt.

Romane, Novellen.

„Den Sternen zu.“ Ein Schiller-Roman von Walter von Molo. Letzter Teil. (Verlegt bei Schuster u. Loeffler, Berlin und Leipzig.) In großer Geldzeit hat Walter von Molo sein unsterbliches Geistesheiliges gewidmetes Heldenepos vollendet. Mit Bewunderung, fast mit Ehrfurcht hatte man es begrüßt, vielen aber ist es so gegangen, daß mehr und mehr neben solchem Respekt vor künstlerischer Fähigkeit und feilschem Erfassen das Bedenken gegen die herrliche Subjektivität des Dichters sich regte, der den wirklichen Schiller sich in Trümmer schlug, um den neuen zu schaffen, wie er ihn sah, vielleicht sehen wollte, gewalttätig und gewaltsam wieder aufbauend und formend. Und oft führt solcher Eigenwille zur Versündigung gegen die größere und mächtigere Wirklichkeit. Das ist in diesem letzten Bande, der eigentlich den rührigeren Ausklang des gewaltigen Dichterslebens bringen sollte, ganz so geliebt wie in den früheren. Auch hier ein Wühlen in feilschen Dissonanzen, Schilderungen schmerzdurchwühlter Nächte voll titanischen Ringens, Verzweiflung, die zu Selbstmordgedanken geführt. Man stelle nur zusammen, welche Kraftausdrücke der Charakteristiken dienen sollen, Neid und Rachsucht, schneidende Kälte, harte Unbarmherzigkeit, Hochmut, Ungezogenheit, alles soll die Größe des Helden erhöhen. Ganz derselbe Trieb beherrscht den Dichter, der Kressen seine Bismarckgestalt zum bösen Dämon verzerrt ließ, der unbewußt Thomas Mann jetzt zu seiner Vergewaltigung des großen Friedrich veranlaßte. So ist dieser Schillerroman mit all seinem stürmisch genialen Hochfluge doch ein polternd leidenschaftliches, überwürzigtes Buch geworden, dessen Wesen auch die Form in mancher Eigentümlichkeit, ja Manier entspricht. Und der Schiller-Roman, dessen wir bedürften, der bei aller freien Eigenart doch zugleich von der Andacht zum Bedeutenden der Wirklichkeit erfüllt sein mußte, ist doch noch ungeschrieben. Bis dahin mag diese heißblütige Dichtung wenigstens das Verständnis des Gewaltigen, immer noch in seinem eigentlichen Wesen kaum Bekannten, vorbereiten. K. P.

„Don Juans Erlösung.“ Roman von Artur Brausewetter. (Verlag, George Westermann.) „Don Juans Erlösung“ ist der Titel des Werkes, das der Held des gleichnamigen Romans Brausewitters, der philosophierende und polemisierende Dramatiker Udermann schreiben will. Dieses Drama soll das Werk seines Lebens sein, und kann also nur geschaffen werden, nachdem er selbst die Erlösung von der Liebe gefunden hat. Aber dieser Udermann bildet eine merkwürdige Don Juan-Figur. Ein grübelnder, unentschlossener, romanhaft blauer Geistesheld, dem aus irgend welchen unbekanntem Gründen alle Frauen nachlaufen, um dann aus verschmähter Liebe zu seinen Feindinnen zu werden. Als nun auch noch eine junge Schauspielerin die Abtötung seiner Liebe nicht überlebt, bekommt dieser komische Don Juan Gewissensbisse und findet, wie der Don Juan seines Dramas, die Erlösung im „mutigen Entsagen“ und „unentwegtem Schaffen“. Zur Erhöhung des Sentimentalen flücht Brausewetter in diese Handlung das Schicksal einer jungen Frau ein, die durch tiefes Leiden wieder zu Gott und zu sich selber zurückfindet. Hervorzuheben sind die meistherbe Technik und die leichte schöne Sprache, die diesen Roman sehr unterhaltend machen. M. Ch.

„Die vier Eulen.“ Roman von Adolf Paul. (Kronen-Verlag, G. m. b. H., Berlin.) Es ist gerade in unseren Tagen, wo Strindberg auf allen Bühnen neu erscheint, von besonderem Interesse, den Roman eines Strindberg-Schülers, Adolf Paul, der hier in neuer Auflage dem Leser vorgelegt wird, zu betrachten. Der Kampf des Mannes gegen das Weib, das Siegerin bleibt, weil es von Natur aus die Stärkere ist, bildet sein Inhalt. In einer Reihe lose zusammenhängender Bilder zeigt Paul den Weg Hilfelds, des Herren der vier Eulen, dessen Leidenschaft zu seiner Jagd der Leidenschaft zu Irene Wendet weicht und der an dieser Leidenschaft zum Mörder wird, und endlich an ihr zugrunde geht. Dr. A. M.

Notiz.

„Schumann.“ Von Walter Dahms. (Verlag von Schuster u. Loeffler, Berlin.) Dem Berliner Musikkritiker W. Dahms haben wir bereits eine treffliche „Schubert-Biographie“ zu danken: mit gleich warmer Begeisterung hat er auch dies Schumann-Werk geschrieben; unter feinsinniger Ausnutzung der bisher bekannten Biographien des Meisters und mit manch wertvoller Bereicherung des Stoffes. Etwas erzwungen berühren da vielleicht nur die mannigfachen Hinweise auf Rich. Wagner, daß die psychologisch so wichtige Selbstbiographie Wagners nicht als Material für exakte historische Forschung gelten darf, steht doch wohl außer Zweifel. Der 1. Teil der neuen Schumann-Biographie umfaßt in höchst anschaulicher Darstellung den Lebensgang des großen Romantikers, das künstlerische Aufwärtstreiben, den goldenen Liebesfrühling, die schriftstellerische und kompositorische

Meisterzeit und — das Ende mit seiner furchtbar erschütternden Tragik. Der 2. Teil ist den einzelnen Schöpfungen des Meisters gewidmet, die nach Form, Inhalt und Bedeutung analysiert werden — ohne verstimmende leere Schönrednerie — voll Geist und Empfindung. Nicht weniger als 158 Bilder machen den Beschluß: 158 interessante Dokumente zur Lebensgeschichte des Liebessmerten, echt deutschen Tonmeisters. Walter Dahms' neue Schumann-Biographie wird sicher einen Siegeszug antreten. O. D.

„Konzert für Violoncell“ mit Orchester (oder Pianoforte-)Begleitung von Oskar Brückner. Op. 59. (Verlag von Joh. Andr. Offenbach.) Der Druckfehlerverkauf hatte kürzlich eine im Sterbhaus aufgeführte Sinfonie standhaft dem Komponisten Brückner zugewiesen statt dem berühmten Wiener Tonmeister Anton Brückner; das hier vorliegende Cellokonzert ist nun aber wirklich von Brückner — unserm allbeliebten Wiesbadener Cellomeister. Und alle konzertartigen Cellisten werden es mit Freuden willkommen heißen. Es ist ein echtes „Virtuosen-Konzert“ im besten Sinne des Wortes. Die Komposition trägt fast sintonischen Charakter. Das Orchester ist reich genug bedacht. Die Musik ist frisch und natürlich empfunden, und von kleinen modernen Abwandlungen abgesehen, nach dem Muster unserer edelsten Nach-Romantiker geschrieben; nur ein Satz, aber in gewaltigen Mäßen angelegt: allein die „Adagio“ erstreckt sich über 2-3 Seiten und ist wohl die ausgedehnteste und dabei glänzendste, die je einem Cello-Virtuosen geboten ward. Daß die technischen Anforderungen an die Solostimme durchgehends in diesem Konzert mit raffinierter Sachkenntnis und Wirkungssicherheit behandelt sind, versteht sich bei einem so anerkannten Beherrscher des Instrumentes wie Oskar Brückner von selbst. Ein sehr empfehlenswertes Werk für alle, die es spielen können. O. D.

Selbstkritik.

Wir wissen heute, daß die Unternehmung unserer verbündeten Gegner gegen die Dardanellen unter riesigen Verlusten an Menschen, Material und Ansehen völlig gescheitert ist. Und doch geht aus den eingehenden Darstellungen in Heft 77 und 78 der bekannten Zeitschrift „Der Völkerrkrieg“ (Herausgeber Dr. C. G. Voer, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart) hervor, welche genaue, klug berechnete und mit glänzenden Mitteln ausgeführte Vorbereitungen diesem denkwürdigen kriegerischen Wagnis gewidmet wurden. Was die unter schrecklichen Opfern vollzogene Todesfahrt der englisch-französischen Flotte vom 18. März 1915 nicht erreicht hatte, sollte durch eine gelandete Armee erzwungen werden. Der „Völkerrkrieg“ erzählt in spannenden, meist aus englischer und französischer Feder stammenden Berichten von den Schwierigkeiten und den außerordentlichen Verlusten der Landungen.

Die neueste Nummer des „Wieland“ (2. Jahrgang), bringt ein Titelbild von Emil Orlik, ein interessantes allegorisches Doppelblatt „Die Kolonien“ von Bruno Paul, eine politische Karikatur von Schilling. Zu dem Gedicht „Die Rose“ von Erika Rheinisch zeichnete Berner Schmidt eine Illustration. Ferner finden wir im bildlichen Teil der Nummer außer der Zeichnung „Aeroplan über Venedig“ von Joseph Waderle, fünf Arbeiten von Walter Dube aus russisch-Polen, drei davon gehören zu dem Artikel „Wilna“ von Paul Dachen und zeigen polnische Volkstypen. Ferner bringt die Nummer 9 Theaterfiguren von Ernst Stern, meistens zu Aufführungen der Rheinhardtschen Bühnen („Der Blaue Vogel“, „Die deutschen Kleinstädter“, „Der eingebildete Kranke“ usw.) zu denen Edgar von Schmidt Pauli eine Klauerei geschrieben hat. Außerdem bringt der literarische Teil u. a. folgende Beiträge, die Skizzen „Wenn der Stuck ruft“ von Johann Pöjer, deutsch von Elise von Hollander, „Von Erde zu Erde“ von Georg Dircksfeld, ein Gedicht von Caesar Klaußchen, und Artikel von Wilhelm Bode, Lotte von Mendelssohn-Bartoldy und Isolda Kura.

Im Zeichen des Frühlings steht das neue Heft der in Berlin bei Dr. Edm. Giesler erscheinenden Gesellschafts- und Mode-Zeitschrift „Elegante Welt“. Das Heft wird eröffnet mit einem modisch wie gesellschaftlich sehr interessanten und fesselnd illustrierten Artikel „Wiener Frühling“, der die Eigenart der Wiener Frühlingstimmung beleuchtet. Gesellschaftlich bemerkenswert sind weiter sehr gut gelungene Zeichnungen von Professor Hein, welche die Damen der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin darstellen. Von großer aktueller Bedeutung ist eine zweifach illustrierte Klauerei „Wie trägt man die Kriegssorgen?“, für diese, oft recht ungeläute, Frage wird hier eine nach Möglichkeit erschöpfende Antwort gegeben. Für Damen und Herren gleichmäßig fesselnd ist eine Vorschau auf die kommende Mode von der bekannten Berliner Modeschöpferin Johanna Warbach. Aus dem weiteren Inhalt des Heftes seien noch die ebenfalls reich illustrierten Artikel „Mode und Rennen“ sowie „Sommer in Norwegen“ hervorgehoben.